

KERRI
MAHER

Grace

Das Mädchen
mit den weißen
Handschuhen

Roman



INSEL

insel taschenbuch 4817
Kerri Maher
Grace – Das Mädchen mit den
weißen Handschuhen



KERRI MAHER

Grace

Das Mädchen mit
den weißen Handschuhen

Roman

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann

INSEL VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *The Girl in White Gloves* bei Berkley.

Erste Auflage 2020

insel taschenbuch 4817

Deutsche Erstausgabe

© 2020 by Kerri Maher

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und

Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München;

Elisabeth Ansley/Trevillion Images, Brighton

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68117-5

Grace

Das Mädchen mit den weißen
Handschuhen

Das hier ist für dich, Dad –
dafür, dass du immer an mich geglaubt hast.

Märchen erzählen erfundene Geschichten. Ich bin ein lebender Mensch. Ich existiere. Falls eines Tages die Geschichte meines Lebens als wahre Frau erzählt werden sollte, würden die Leute endlich erkennen, wer ich wirklich bin.

(Gracia Patricia von Monaco)

Wenn Gracie einen Fürsten heiraten kann, dann kann es jedes amerikanische Mädchen ... Ich bin sicher, eines Tages werden wir wahrheitsgemäß sagen können: »Und sie heirateten und lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage.«

(Margaret Majer Kelly)

Prolog

März 1955

»Warum sind wir noch gleich hier?«, fragte Peggy, die flache Hand schützend über den Rand der Sonnenbrille gelegt. Es war erst Frühling, doch die Sonne in Jamaika schien bereits so gleißend und heiß wie in den Hollywood Hills im Juli.

»Schwesterherz, wir sind im Paradies. Da fragt man nicht nach dem Warum. Genieß es einfach«, erwiderte Grace lachend und griff nach dem cremeweißen Telefon, um einen Krug Ananassaft bringen zu lassen. Eigentlich hatte sie zwei Daiquiris mit hiesigem Rum bestellen wollen, aber dann erinnerte sie sich daran, dass Peggy gesagt hatte, sie wolle etwas kürzertreten, was den Alkohol betraf, und sie selbst musste einen klaren Kopf behalten, für Howell Conant, der später mit seinen Kameras kommen würde. Und für die bevorstehende Oscar-Verleihung wollte sie in Bestform sein. Auch wenn sie natürlich nicht gewinnen würde – es war vollkommen klar, dass Judy Garland die begehrte Statue bekommen würde, für ihre Rolle in *Ein neuer Stern am Himmel*.

Doch schon allein die Nominierung war ein großes Kompliment, und eines, das Dore Schary, der Chef von MGM, nicht lange ignorieren können würde – auch wenn *Ein Mädchen vom Lande* nicht aus seinem Studio stammte und nicht Teil ihres Vertrags mit ihm war. Wenn er sie weiter in seinem Stall haben wollte, würde er ein paar Opfer bringen müssen. Selbst er musste einsehen, dass sie ihre Strahlkraft als Star verlor, wenn er sie nur in Schrottfilmen wie *Grünes Feuer* spie-

len ließ, bloß weil es eine MGM-Produktion war. Und ebenso würde Oleg Cassini, wenn er, wie er behauptete, mit ihr zusammen sein und sein Leben mit ihr verbringen wollte, seine unerträgliche Eifersucht zähmen müssen. Sie hatte zu hart gearbeitet, um das alles einfach so hinzunehmen. Schließlich waren es ihr Leben und ihre Karriere. Schary und Oleg würden lernen müssen, sie ernst zu nehmen. Nach sieben Jahren beim Film wusste sie, welche Macht die Kamera hatte, und Howell Conant war das perfekte Instrument, um diese Macht einzusetzen.

Peggy verschwand in der Hütte und ließ Grace allein auf der steinernen Terrasse zurück, die auf den weiten, weißen Strand hinausging – ein endloser Bogen, der das sanft plätschernde blaue Wasser zu umarmen schien. Grace spürte den Sand unter ihren nackten Füßen und spielte mit den Zehen, deren Nägel unlackiert waren. Die Hände in die Hüften gestemmt, blinzelte sie in das grelle Mittagslicht und atmete tief ein. Ihre Schultern hoben sich mühelos und ihre Lunge füllte sich mit der warmen, salzigen Luft. So fühlte sich Freiheit an.

Auf einmal erinnerte sie sich daran, wie sie über den Holzsteg in Ocean City gelaufen war, Sand zwischen den Füßen, das Rauschen der Wellen, die auf den Strand rollten, über ihr das Geschrei der Möwen. Auch dort hatte sie sich frei gefühlt, in dieser schmalen, langgezogenen Stadt an der Küste von New Jersey, wo sie mit ihrer Familie jeden Sommer verbracht hatte. Solange sie draußen gewesen war, um sich vermeintlich auf dem Fahrrad oder im Meer auszutoben, und nicht in den kühlen, stuckverzierten Zimmern der Villa im spanischen Stil saß und mit ihren Puppen spielte oder las, hatten ihre Eltern sie in Ruhe gelassen. Unbeobachtet hatte sie

stundenlang mit anderen Kindern Meerjungfrauen und Piraten gespielt, und als sie älter wurde, hatte sie ein Buch unter das Handtuch in ihrer Tasche geschmuggelt und war mit dem Rad so weit die Bay Avenue hinuntergefahren, dass sie außer Sichtweite ihrer Geschwister war und ungestört im Schatten eines Sonnenschirms lesen konnte.

Doch dieser Strandurlaub gehörte ihr allein. Niemand, den sie austricksen musste, und niemand, dem sie es recht machen musste, außer ihr selbst. Sie war fest entschlossen, ihn zu genießen, zusammen mit ihrer älteren Schwester, die eine Erholung gebrauchen konnte. Sie klatschte in die Hände und rief: »Peggy! Komm, lass uns in diesem herrlichen Wasser schwimmen!«

Es war eine wundervolle Woche. Das Wasser war warm, die Einheimischen waren freundlicher als alle Leute, denen sie seit Ewigkeiten in Los Angeles oder New York begegnet war, und wohin sie auch blickte, überall leuchteten üppige tropische Blumen in sämtlichen Schattierungen von Orange, Rot und Rosa. Und es gab Unmengen von Früchten. Auf jedem Markt aß sie eine Mango oder eine Orange am Stiel, fein säuberlich geschält und vorgeschnitten.

Selbst Peggy, die zu Hause immer depressiver geworden war, lebte auf. Zu Grace' Freude verzichtete sie sogar darauf, sich ein Bier oder ein Glas Rum zu bestellen, wenn sie in ihr Lieblingsrestaurant gingen, wo es dieses köstliche Jerk Chicken gab, von dem sie nicht genug bekommen konnten. Das Restaurant war sehr einfach, kaum mehr als ein paar Plastiktische und -stühle auf der nackten Erde, beschirmt von geflochtenen Bananenblättern, aber Howell hatte sie überzeugt, es auszuprobieren. »Laut einem befreundeten Journalisten ist es das beste auf der ganzen Insel«, hatte er ge-

meint. Grace war ziemlich stolz auf sich, weil sie sich gleich am ersten Abend hingewagt hatte. Am nächsten Morgen hatte sie einen Brief an Hitch, ihren Freund Alfred Hitchcock, geschrieben und fröhlich gespottet, die pingelige Lisa Fremont, ihre Rolle in *Das Fenster zum Hof*, könnte ohne weiteres den Fotografen Jeff Jefferies auf seinen Weltreisen begleiten, wenn Grace Kelly aus Philadelphia es schaffte, in Jamaika mit den Fingern scharf gewürztes Hühnchen zu essen.

Howell hielt alles fest – wie sie schwamm, in der Sonne lag, aß und lachte, stets vor dem bewegten Hintergrund des Meeres. »Die wahre Grace Kelly«, sagte er immer wieder und schüttelte in ungläubigem Staunen den Kopf. »Ganz bei sich. Niemand hat je zuvor einen Star gesehen, der so ehrlich und unverstellt ist.« Wenn er die Aufnahmen entwickelte, konnte sie es kaum erwarten, die fertigen Bilder zu sehen.

Gegen Ende der Woche saß sie bei Sonnenuntergang mit Howell und Peggy auf der Terrasse. Sie hatten gerade perfekt gegrillte Hamburger gegessen – immer noch ihr Lieblingsessen, ganz gleich, wie lecker andere Gerichte auch sein mochten.

»Ich möchte dir danken«, sagte Howell und erhob seinen Becher mit Rum, um mit ihrem Wasserglas anzustoßen. »Erst fand ich es riskant, diese Urlaubsaufnahmen von dir zu machen. Das gab es bisher noch nie. Aber ich habe das Gefühl, wenn die Leute diese Bilder sehen, könnte daraus ein neuer Trend werden.«

»Ich dachte mir, ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe«, erwiderte Grace. Sie fühlte sich satt und zufrieden und angenehm träge in der feuchten Abendluft, die ihr Haar am Nacken kleben ließ.

»Und welche Fliegen sind das?«, fragte Peggy, die sich offenbar plötzlich wieder an die Frage erinnerte, die sie am Anfang der Woche gestellt und dann angesichts des faulen Insel-daseins prompt vergessen hatte. *Warum sind wir noch gleich hier?*

»Nun ja, einerseits entspannen und der Welt von Hollywood entfliehen«, antwortete Grace, »und andererseits Howell das Coverfoto für *Collier's* geben, um das er mich gebeten hat. Ich wusste einfach nicht, wann ich das sonst unterbringen sollte. Und es war doch großartig, dich hier bei uns zu haben, Howell. Ohne dich hätten wir nie dieses Hühnchen gegessen –«

»Oder den traumhaften Strand auf der anderen Seite der Insel entdeckt«, fügte Peggy hinzu.

»Und wenn wir Schary dabei noch eine kleine Lektion erteilen, umso besser«, sagte Howell schmunzelnd.

»Nanu, Howell, hältst du mich für so machiavellistisch?«, fragte Grace mit Unschuldsmiene, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, wie sie es schon so oft erfolgreich vor der Kamera getan hatte. *Ingénue*. Wie sie dieses Wort hasste, das quasi gleichbedeutend mit ihrem Namen geworden war. Aber immerhin hatte sie gelernt, diese mädchenhafte Unschuld zu ihrem Vorteil zu nutzen.

Howell lachte und trank den Rest von seinem Rum. »Ach, Grace, der Mann, den du mal heiratest, tut mir jetzt schon leid. Gegen dich hat er keine Chance.«

»Mach dir deswegen mal keine Sorgen, Howell«, sagte Peggy schläfrig. »Die Kelly-Frauen sind überaus fügsam, wenn es um die Männer geht. Dafür hat Daddy schon gesorgt.« Grace zuckte innerlich zusammen. Jack Kelly war der Letzte, an den sie in diesem Augenblick erinnert werden wollte.

Er würde von diesen Fotos nicht beeindruckt sein; er ließ sich von gar nichts beeindrucken.

In der Nacht schlief sie nicht gut, und als Howell sie am nächsten Tag beim Schwimmen fotografierte, fühlte sie sich eigenartig, die Arme und Beine waren wie aus Gummi. Und all die Kraft, die sie die ganze Woche über gespürt hatte, schien plötzlich verschwunden zu sein.

Als sie mit dem Kopf aus dem Wasser auftauchte, kniete Howell in den Wellen und neigte sich mit dem ganzen Körper nach links, das Gesicht hinter seiner Kleinbildkamera verborgen. Er sagte: »Du siehst hinreißend aus, Grace. Und du bist intelligenter und talentierter, als sie alle glauben. Stell dir Scharys Gesicht vor, wenn du den Oscar kriegst.« Und für einen winzigen Moment, gerade so lange, wie die Kamera brauchte, um die Blende zu öffnen und wieder zu schließen, verzog sie ihre Lippen zu einem angedeuteten Lächeln und glaubte an das Unmögliche.

Kapitel 1

1969

Vierzig. Noch nie zuvor hatte sie angesichts eines Geburtstags den Drang verspürt, wegzulaufen und sich zu verstecken, aber jetzt war es so weit. Bis zu dem Tag selbst war es noch Monate hin, aber Rainier und die Kinder und das Personal im Palast wollten wissen, wie Ihre Durchlaucht feiern wollte.

»Gar nicht«, sagte sie zu Rainier, als sie im Fond des schwarzen Mercedes saßen, auf dem Weg zu einem weiteren offiziellen Diner. Unterwegs in kleinen, abgeschlossenen Räumen, die sie von A nach B brachten – das schienen mittlerweile die einzigen Gelegenheiten zu sein, bei denen sie sich sahen.

»Komm schon, Grace, das sieht dir gar nicht ähnlich«, sagte Rainier und ergriff ihre Hand. Sie entzog sie ihm und legte sie in ihren Schoß, der in pfirsichfarbene Shantung-Seide gehüllt war. Das Kleid würde am nächsten Morgen in allen Zeitungskolumnen erwähnt werden; sie würden den eleganten Schnitt und die kunstvollen Stickereien beschreiben und kaum oder gar kein Wort über die Bücher verlieren, aus denen sie morgens den Kindern im Krankenhaus vorgelesen hatte, oder über die vielen Stunden, die sie damit zubrachte, die Rote-Kreuz-Gala vorzubereiten, sich in der ermüdenden Kunst der Diplomatie zu üben, damit sie keinem der Spender auf die Zehen trat und alle wichtigen Leute sich hinreichend geschmeichelt fühlten.

»Verzeih mir, Rainier«, sagte Grace in ihrem liebenswürdigsten Tonfall. »Ich bin wohl ... einfach nicht ich selbst.« So eine vage Erklärung war die beste Strategie bei ihrem Mann. Er interessierte sich nicht für ihre wahren Gefühle und Gedanken. Das hatte lange an ihr genagt, diese Erkenntnis, dass er sie nicht verstand und auch gar kein Interesse daran hatte, sie zu verstehen. Doch vor einer Weile war ihr klar geworden, wie viel leichter ihr Leben hier in Monaco dadurch wurde. Solange er nicht fragte, brauchte sie nichts zu erklären, und so konnte sie ihre Kräfte für die Dinge schonen, bei denen sie wirklich unterschiedlicher Meinung waren.

»Könntest du versuchen, bis zum zwölften November wieder du selbst zu sein?«, fragte er. »Denn unsere Untertanen würden ihrer Fürstin an diesem besonderen Tag gern ihren Respekt erweisen, und ich fürchte, sie würden es nicht verstehen, wenn es keine Feier gäbe.« Sein Tonfall war durchaus geduldig, aber sie wusste, dass er es in einer Woche nicht mehr sein würde, wenn sie nicht nachgab. Jetzt zog er nur die dunklen Brauen hoch, um anzudeuten, dass er natürlich verstand, warum es ihr widerstrebte, einen so privaten Anlass mit einem Fürstentum zu teilen, aber dass sie beide wussten, was richtig war und was getan werden musste.

Dennoch spürte Grace die Ironie der Situation ganz deutlich: Wenn Rainier zu viel Aufwand trieb, würde man sie als selbstherrlich verurteilen und ihre harte Arbeit für das Fürstentum noch weniger anerkennen. Eine regelrechte Marie Antoinette mit Hermès-Tasche und Diamantdiadem. Aber wenn sie ihren Geburtstag nicht feierte und einfach in Jeans und Pullover mit ihrer Familie Hamburger essen ging, würde sie ihrem eleganten Fürstentum nicht gerecht werden, des-

sen Untertanen von ihr *erwarteten*, dass sie stets wie einem Modemagazin entstieg aussah.

Sie fand es erstaunlich und deprimierend, dass sie nach fast dreizehn Jahren als Ehefrau und Fürstin noch immer mit diesem Dilemma rang. Erst letzte Woche hatte sie das Krankenhaus besucht, das sie mit derselben Sorgfalt renoviert und modernisiert hatte, wie die meisten Frauen sie auf ihr Zuhause verwendeten, sodass aus Monacos schlecht ausgestattetem medizinischen Zentrum ein modernes Vorzeigekrankenhaus geworden war. Da sie wusste, dass man sie fotografieren würde, wenn sie die Patienten auf der Krebsstation besuchte, hatte sie ein schlichtes Sommerkostüm angezogen und dazu ihre Chambray-Keds, ihre »hässlichen Turnschuhe«, wie die erst zwölfjährige, aber schon sehr modebewusste Caroline sie nannte. Sie bat die Fotografen, ihre Füße nicht mit aufs Bild zu nehmen, und erklärte ihnen, sie habe die Turnschuhe extra angezogen, damit sie so viele Patienten wie nur möglich besuchen könne, ohne selbst in der Orthopädie zu landen.

Sie hatte gedacht, der Scherz würde die Stimmung auflockern, aber mehrere der anwesenden Krankenschwestern runzelten die Stirn, und eine schüttelte sogar missbilligend den Kopf. Diese Krankenschwester war sehr alt; die vielen Sommer am Strand hatten tiefe Furchen in ihr gebräuntes Gesicht gegraben. Grace unterdrückte ein Seufzen angesichts dieser verbreiteten und oft widersprüchlichen Reaktionen auf ihre Anwesenheit: Verehrung für ihre Mutterschaft, aber Verurteilung ihrer Erziehungsmethoden; Dankbarkeit für ihre Wohltätigkeit, aber Kritik an ihrer Kleidung; und vor allem Freude über ihre Schönheit, aber Feindseligkeit, weil sie aus einem weit entfernten Land stammte, einer »imperialis-

tischen« Nation, die mit Frankreich unter einer Decke steckte, das Monaco unter dem Pantoffel halten wollte.

All das war immer noch besser als die unverhohlene Feindseligkeit, die Rainier zu Beginn ihrer Ehe gespürt und zum Anlass genommen hatte, ihre sämtlichen Filme im Fürstentum zu verbieten. Doch Grace verzweifelte an dem Gefühl, dass die Monegassen sie niemals wirklich als eine von ihnen anerkennen würden, ganz gleich, was sie als ihre Fürstin tat. Wie sich gezeigt hatte, waren sie viel schwerer zu beeindrucken als die Kinobesucher, die sie als Schauspielerin gefesselt hatte.

Aber dann lachte eine der ganz jungen Krankenschwestern, deutete auf ihre eigenen weißen Treter und sagte: »Da sind Sie nicht die Einzige, Durchlaucht.«

Grace hatte so herzlich gelächelt, wie sie es vermochte, und erwidert: »Danke für Ihr Verständnis.« Vielleicht würde diese jüngere Generation ihr irgendwann das Gefühl geben, hier zu Hause zu sein.

»Tu, was du für richtig hältst«, sagte Grace nun mit einem leichten Seufzer, weil sie wusste, dass es sinnlos war, ihre Einwilligung hinauszuzögern. Auch das hatte sie gelernt: nachzugeben, wenn es ging, und so schnell wie möglich. Dann lief alles glatter, und es gab weniger unbequeme Diskussionen. »Ich bin sicher, Marta und Meredith werden ein sehr schönes Fest ausrichten.« Auf ihre jeweiligen Privatsekretärinnen war stets Verlass.

»Gibt es irgendetwas Besonderes, das du dir wünschst?«, fragte er besänftigt mit neckender Stimme. Sie zuckte innerlich zurück – gut, dass er nach diesem Abendessen bestimmt zu erschöpft für alles andere als Schlaf sein würde.

»Friede auf Erden? Den Menschen ein Wohlgefallen?«,

scherzte sie und wick den amourösen Avancen geschickt aus, wie sie es damals bei Hitch und all den anderen getan hatte. Was für eine gute Vorbereitung ihre Jahre in Hollywood für das Dasein als Ehefrau doch gewesen waren – auch wenn sie zu der Zeit das Gegenteil befürchtet hatte.

Rainier schmunzelte, sodass sein schmaler Schnurrbart sich auf der rechten Seite nach oben bog. »Ich dachte eher an etwas, das allen zugutekommt. Vielleicht einen kleinen Park für deine geliebten Blumen? Oder eine Statue an der Promenade?«

»Bitte, Rainier, nichts für mich oder gar mit meinem Bild«, sagte sie erschrocken und peinlich berührt. Hoffentlich geriet dieses Gespräch nicht außer Kontrolle. »Wenn es sein muss, spende etwas in meinem Namen. Ja, ein Park wäre schön. Oder ein Anbau für die Bibliothek, oder ein paar Aufführungen im Theater, die sich alle umsonst anschauen können ...«

»Damit du darin auftreten kannst?«, fragte er scherzend, doch die vertraute Herablassung war deutlich zu hören.

Sie lachte, um Leichtigkeit bemüht. »Ganz bestimmt nicht! Wer will denn eine alte Schabracke wie mich auf der Bühne sehen?«

Die eigene boshafte Bemerkung versetzte ihr einen Stich, doch das verging rasch, als sie sah, dass das Gespräch damit beendet war. Rainier nickte, dann wandte er sich ab und blickte aus dem Seitenfenster in die von bunten Neonlichtern erhellte Dunkelheit. Wie sie diese Lichter hasste – jedes einzelne von ihnen verschandelte die dramatische Schönheit ihres neuen Heimatlandes. Gott sei Dank hatte Rainier es schließlich eingesehen und die Errichtung weiterer solcher Scheußlichkeiten verhindert.